

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-8052-0067-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Brigitte Riebe

**Die Schwestern vom
Ku'damm
Ein neuer Morgen**

Roman

Wunderlich

Liedtext auf S. 103 basiert auf *I'm a Believer*, The Monkees,

Text: Neil Diamond

Liedtext auf S. 105: *Downtown*, Petula Clark, Text: Tony Hatch

Verse auf S. 441 – 445 aus: Selma Meerbaum-Eisinger:

Blütenlese. Gedichte. Hg. v. Markus May. Stuttgart, 2013

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Oktober 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Satz aus der Adobe Garamond

bei CPI books GmbH, Leck, Germany

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck, Germany

ISBN 978-3-8052-0067-7

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren
Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes
einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



PROLOG

Berlin, 1933

5

Für mich riecht Mama am besten auf der ganzen Welt – nach frischer Wäsche, die in der Sonne getrocknet ist. Und die Schönste von allen ist sie auch, mit ihren dunklen Locken, den moosgrünen Augen und der zierlichen Figur. Wenn sie sich bewegt, sieht es wie Tanzen aus, wenn sie lacht, wird es um sie herum ganz hell. Alle Kleider stehen ihr – kein Wunder, weiß sie doch wie keine andere, wie man die besten Schnittmuster macht! Stoffe und Farben sind ihre Leidenschaft, und wenn ich sie manchmal versonnen am Schnitttisch sehe, dann hab ich sie so lieb, dass ich platzen könnte.

Sie hat versprochen, mir alles beizubringen, was sie kann. Mir liegen Zeichnen und Nähen auch, und wir wären sicherlich schon sehr viel weiter, müsste sie in letzter Zeit nicht immer so furchtbar viel weinen. Meistens macht Mama das heimlich, aber natürlich merke ich es trotzdem. Es tut mir weh, wenn sie so traurig ist.

Was nur könnte ich tun, um sie zu trösten?

Ich bin doch bloß ein Kind ...

Die Menschen mögen uns Juden nicht mehr, das bekomme ich in der Schule jeden Tag zu spüren. Meine Noten sinken ab, und ganz allein auf der hintersten Bank sitzen muss ich nun auch. Die Mitschüler hänseln mich, weil ich wegen meines kaputten Rückens nicht so schnell wie andere laufen kann.

Als «Judenkrüppel» beschimpfen sie mich, aber ich heule nicht, das werden sie nicht erleben. Nur noch zwei Mädchen und ein Junge spielen in der Pause mit mir, die dicke Anneliese Berg, die sonst keiner mag, und Silvie Thalheim aus dem Kaufhaus. Sie geht in die Klasse über mir, und ihr ist piepegal, was die Leute sagen. Ihr Zwillingbruder Oskar ist der Frechste von allen – und der Mutigste dazu.

«Ich bin dein edler Ritter, Miri!», schreit er, wenn die anderen mich wieder schikanieren wollen, und wirft sich entschlossen den Angreifern entgegen, selbst wenn die größer und viel stärker sind als er. «Und so ein Ritter kämpft immer für seine Dame!»

In Oskars Nähe fühle ich mich sicher, denn er vertreibt meine Angst, und zum Lachen bringt er mich auch immer wieder. Meistens nimmt er mich mittags auf dem Gepäckträger seines verschrammten Fahrrads mit zum *Modekaufhaus Thalheim*, das seinem Vater gehört. Seit die Braunhemden die Straßen Berlins unsicher machen, möchte Mama nicht mehr, dass ich allein unterwegs bin. So mache ich meine Hausaufgaben jetzt bei ihr im Atelier, löse meine Rechenaufgaben oder schreibe Aufsätze, während sie neue Modelle entwirft oder an ihren Schneiderpuppen Stoffe drapiert, bis wir schließlich zusammen nach Hause gehen. Natürlich versuche ich, ganz ordentlich zu erledigen, was Fräulein Hoffmann uns aufgegeben hat, aber ein halbes Auge ist dabei trotzdem immer heimlich bei ihr. Denn meine Mama besitzt die Gabe, selbst die anspruchsvollsten Kundinnen glücklich zu machen, und durch ihr Geschick erstrahlen sogar Problemfiguren in ungeahnter Eleganz.

«Es gibt keine hässlichen Frauen», sagt sie oft. «Nur

schlechte Schnitte und leider viel zu viele talentlose Schneiderinnen.»

Im ganzen Laden ist sie hoch geachtet. Vor allem Friedrich Thalheim, der Chef, hält allergrößte Stücke auf sie. Seine Stimme wird weich, wenn er mit ihr spricht, er lächelt sie an und macht ihr immer wieder Komplimente.

«Sie sind das Herz unserer Firma, verehrte, liebe Ruth Sternberg. Was wäre das *Modekaufhaus Thalheim* denn schon ohne Sie?»

Dann wird Mama ganz rosig und sieht plötzlich wieder aus wie ein junges Mädchen. Sie mag ihn, das weiß ich, und ich mag ihn auch.

Sogar sehr.

Schade, dass er schon eine Familie hat, denke ich dann manchmal und erschrecke im gleichen Augenblick, weil ich alle Thalheims doch so gerne habe. Rike, die älteste der Kinder, die bereits auf dem Gymnasium ist, verehere ich sogar ein bisschen, und mit Silvie und Oskar spiele ich für mein Leben gern. Nur vor Alma, ihrer eleganten Mutter, bekomme ich manchmal ein wenig Schiss, wenn sie mich so durchdringend ansieht, als könne sie in mich hineinblicken.

Was sie da wohl entdecken würde?

Meine Traurigkeit, keinen Vater zu haben, obwohl Mama immer sagt, dass wir beide uns doch ganz und gar genügen? Und das stimmt ja auch – meistens jedenfalls. In meiner Geburtsurkunde steht in der Rubrik «Vater» ein gewisser Kurt Walter, doch ich bin inzwischen alt genug, um zu wissen, dass das lediglich für die Behörden ist. In Wahrheit war Kurt nur ein guter Kumpel von Mama, ein Sozialdemokrat, der die Nazis ebenso gehasst hat wie sie. Sie haben ihn eingesperrt, weil er den Mut hatte, das auch laut zu sagen. Jetzt ist er tot, und ich

kann ihn leider nicht mehr fragen, ob er mir vielleicht nicht doch mehr verrät.

8 Bislang kannten wir kaum Sorgen. Mamas Beruf hat uns gut ernährt, wir sind zur Sommerfrische sogar ab und zu an die Ostsee gefahren, und bis zum letzten Jahr gab es ja auch noch Oma Dorle und Opa Jakob in Schöneberg, die ich oft besuchen durfte, bevor sie beide kurz hintereinander gestorben sind. Wir haben eine gemütliche Wohnung mit Erker und kleinem Balkon in der Rankestraße, so nah zum Ku'damm gelegen, dass Mama und Herr Thalheim manchmal sogar nach Ladenschluss weiterarbeiten können, wenn ich schon im Bett bin.

Sie wird jedes Mal ganz hibbelig, wenn er sich angekündigt hat, richtet einen kleinen Imbiss her und stellt den Riesling kalt, den er so gern trinkt. Meine Zimmertüre bleibt dann zu, das haben wir so ausgemacht. Aber ich rieche trotzdem den warmen, schweren Duft ihres Parfüms *Joy*, das sie nur zu besonderen Anlässen auflegt, sowie den Rauch seiner teuren Zigarren. An diesen Abenden schlafe ich immer ganz besonders gut, fühle mich behütet und beschützt, und wenn Mama dann am nächsten Morgen in der Küche verschmitzt zu pfeifen beginnt, ist die Welt für mich in Ordnung.

Jetzt hat sie morgens schon länger nicht mehr gepfiffen. Ihr Gesicht ist ganz spitz geworden, die Augen sind verweint.

«Die Nazis haben ganz Deutschland vergiftet», sagt sie zu mir. «Jetzt will uns plötzlich keiner mehr. *Juden raus* grölen sie. Aber Berlin ist doch unsere Heimat! Wo sollen wir nur hin, meine arme Kleene?»

Mir wird ganz bang zumute, wenn ich sie so reden höre. Diese blasse, verschreckte Frau ist mir fremd; ich will meine starke, strahlende Mama zurück.

«Der Herr Thalheim passt auf uns auf», antworte ich schnell, weil ich es kaum noch aushalte. «Das weiß ich ganz genau. Der braucht dich doch, Mama!»

Sie wischt sich die Tränen weg, versucht ein zaghaftes Lächeln.

«Und Berlin braucht uns auch.» Das klingt schon wieder eher nach ihr. «Oder sollen alle Frauen in der Stadt plötzlich nur noch olle braune Kartoffelsäcke tragen?»

Ich muss lachen, weil die Vorstellung zu komisch ist.

Mama hievt einen kleinen braunen Lederkoffer aufs Bett und klappt ihn auf. Das Futter ist gelblich und glänzend. Drinnen befindet sich ein exakt gefalteter Papierstapel mit lauter gestrichelten Linien.

«Ich fülle diesen Koffer nach und nach mit meinen besten Schnittmustern, und du versprichst mir, immer auf ihn aufzupassen. Gib ihn nie aus der Hand, Liebes, hörst du, *niemals!* Und sollte mir eines Tages etwas zustoßen ...»

«Mama!», unterbreche ich sie. «Dir stößt doch nichts zu ...»

«... nur für den Fall der Fälle.» Sie redet einfach weiter. «Dann wird dieser Koffer so etwas wie deine Lebensversicherung sein. Mit ihm kann ein kluges Mädchen wie du immer und überall überleben ...»

Ich starre den Koffer an, dieses kleine rechteckige Lederding, das mich retten soll, und ich hasse ihn. Angst überflutet mich, eine riesige, dunkle Welle, gegen die ich machtlos bin.

«Mama ...»

Mehr bringe ich nicht heraus, dann hält sie mich schon in den Armen, fühlt sich weich und warm an, ungemein tröstlich.

«Ich werde immer bei dir sein, kleine Miriam», flüstert sie in mein Haar. «Bis ans Ende aller Zeiten ...»

1

Berlin, Herbst 1966

10

Was für ein grandioses Chaos! Wohin sie auch schaute – nichts als Kartons, Kartons und noch einmal Kartons. Erschöpft ließ Miriam Feldmann sich auf die unterste Treppenstufe sinken. Bis in die Abendstunden hatte die Umzugsfirma Engert den gesamten Hausstand aus der Charlottenburger Wohnung zum neuen Zuhause in der Eichenallee transportiert; es war längst dunkel, als der Lastwagen die Einfahrt endgültig verließ. Ein paar Gläser waren zu Bruch gegangen, ein Sofabein hatten sie aus Versehen abgeknickt, einen Lampenschirm zerdeppert. Vermutlich würden noch weitere Schäden auftauchen, wenn alles erst einmal vollständig ausgepackt war. Im Großen und Ganzen jedoch war diese aufwändige Aktion erstaunlich reibungslos verlaufen. Die wertvollsten Dinge aus ihrem Besitz hatte sie den hemdsärmeligen Männern natürlich nicht anvertraut – vor allem nicht den alten Koffer, der für sie einmal die ganze Welt bedeutet hatte.

Jetzt war das Größte geschafft; mit dem Einräumen würde Miri dann morgen richtig durchstarten. Rike, gute Freundin und älteste Schwester in einer Person, hatte versprochen, sie dabei zu unterstützen. Dank ihrer methodischen, zupackenden Art konnten sie sicherlich schnell vorankommen, da durfte Miri sich jetzt guten Gewissens ein paar Takte Ruhe gönnen.

Ihr Mann hatte schon vor Stunden ins Lokal aufbrechen müssen, weil im *Schanigarten* ein festliches Verlobungssessen in großer Runde anstand, das die Anwesenheit des Chefs dringend erforderte. Jenny schlief endlich unter dem Dach auf ihrer neuen Jugendliege.

Miri hatte sich zunächst dagegen gesträubt, ins Westend zu ziehen, weil sie nicht in einem dieser Protzhäuser leben wollte, wie sie die schnecken Villen ringsherum gern spöttisch nannte, doch die alte Wohnung war auf Dauer unbestreitbar zu eng. Jenny hatte gemault und sich ein größeres Zimmer gewünscht, weil sie nun doch schließlich ein Teenager war. Letztendlich hatten Miri die Argumente ihres Mannes überzeugt: Schani hatte für einen kürzeren Weg zum Restaurant plädiert, damit ihm zwischen Mittags- und Abendgeschäft mehr Zeit zum Ausruhen blieb. Außerdem hatten Jenny und er sich bereits bei der ersten Besichtigung in die ramponierte Doppelhaushälfte mit dem verwunschenen Gärtchen verliebt, während Miri trotz des günstigen Kaufpreises zunächst zurückhaltend geblieben war. Eine demente Katzenliebhaberin hatte dort über Jahre mit Dutzenden halb verwilderten Samtpfoten gehaust und für reichlich Dreck und schauerlichen Gestank gesorgt, was den Preis für das Anwesen nach unten gedrückt hatte.

Davon war zum Glück inzwischen nichts mehr zu riechen. Eine Armee von Handwerkern hatte über Monate emsig gewerkelt, um alle unliebsamen Spuren zu beseitigen – und mehr als das: Das Dachgeschoss war ausgebaut, die gesamte Elektrik auf den neuesten Stand gebracht. Es gab eine kiwi-grüne Einbauküche mit geräumigem Kühlschrank, überall waren die Wände frisch gestrichen, die Sanitärräume modern verfliest und im ganzen Haus die Böden neu verlegt. Nur die alten Holzstufen knarzten noch bei jedem Tritt, als hätten sie

viele Geheimnisse zu erzählen. Alles war hell, freundlich und mittlerweile so wohnlich, dass sogar Miri sich mit dem neuen Anwesen anzufreunden begann.

War sie das ihren Liebsten nicht schuldig?

12 Mann wie Adoptivtochter konnten ja schließlich nichts dafür, dass für sie jeder Wohnungswechsel ein Graus war. Einen vertrauten Ort aufzugeben, fühlte sich für Miri an, als würde ihr erneut der Boden unter den Füßen weggezogen. Dann stiegen die alten Schreckensbilder in ihr auf, die sie sonst erfolgreich wegdrängen konnte. Aber wer sich wie sie unter dem Naziregime als Flitzer zwei endlose Jahre in geheimen Kammern, abgelegenen Bauernhöfen oder Lauben hatte verstecken müssen, in der ständigen Angst, gefasst, deportiert und getötet zu werden, konnte sich nicht mit einem Fingerschnippen in neuen vier Wänden einleben.

Schani wusste mittlerweile, was sie in jener Zeit ohne festen Wohnsitz durchgemacht hatte; sie hatte es ihm nach und nach in langen, meist nächtlichen Gesprächen anvertraut, beschützt und ermutigt durch seine tröstliche Nähe. Er hatte oft dabei geweint, in gleichem Maß berührt wie beschämt, dass er selbst von solchen Qualen verschont geblieben war.

«Jetzt liebe ich dich noch mehr, Miri. Und ich bin glücklich, mich vor unserer Heirat zum Judentum bekannt zu haben.»

Sie musste lächeln, als sie daran dachte.

Was für ein Schatz er doch war!

Nach einer ersten herben Liebesenttäuschung, an der sie lange hatte kauen müssen, hatte ihr das Schicksal mit Schani genau den richtigen Mann beschert. Er liebte sie ohne Wenn und Aber, stand in allen Situationen zu ihr. Vielleicht prickelte es nicht mehr so ganz wie am Anfang ihrer Beziehung, dafür war im Lauf der gemeinsamen Ehejahre ein Gefühl tiefer

Freundschaft dazugekommen. Ab und zu sehnte Miri sich heimlich doch nach etwas mehr «Feuer», aber diese Anwendungen verflogen auch wieder rasch. Wichtig war, dass es Schani gutging und er sich wohl fühlte. Wenn es nun mit diesem Umzug in seinem arbeitsreichen, oftmals stresserfüllten Alltag etwas leichter für ihn wurde, hatte er sich das redlich verdient.

13

Ein wenig mehr Gelegenheit zum Atemholen würde auch ihr nicht schaden, denn dazu war zuletzt reichlich wenig Zeit gewesen. Die privilegierte Stellung, die das Modehaus Thalheim am Ku'damm über Jahre innegehabt hatte, begann empfindlich zu bröckeln, seitdem überall in den Seitenstraßen trendige kleine Modeboutiquen wie Pilze aus dem Boden schossen. Die Laufkundschaft wurde spärlicher; ohnehin ging die Zahl der Berlintouristen generell zurück. Noch kamen die Stammkundinnen zum Glück, aber auch sie wurden wählerischer, wollten jüngere und individuellere Mode haben, vor allem jedoch wollten sie nach dem allerletzten Schrei gekleidet sein.

Friedrich Thalheim, Seniorchef des Unternehmens, verstand die Welt nicht mehr: alles bunt, alles laut, alles in ständiger Bewegung; Dinge galten plötzlich als «in» oder «out», Begriffe, über die er nur den Kopf schütteln konnte; jede Saison brachte wieder neue verrückte Trends hervor, denen alle nacheiferten. Zum Glück hatte er seine vier Töchter, von denen jede für einen anderen Bereich im Modekaufhaus zuständig war: Rike für die Zahlen, Silvie für Werbung und Presse, Flori für Fotografie – und sie selbst, Miri, für Personal und als Chefdesignerin. Hatte sie noch vor wenigen Jahren vor allem mit exklusiven Abendroben gepunktet, getragen von Filmstars und den Gattinnen der Politprominenz bei festlichen Anlässen,

so entwarf sie nun vor allem schicke Alltagsmode, die so angesagt war, dass auch die jungen Frauen danach griffen.

14 Gut, dass sie so im Fluss war, denn die gesamte Modebranche, inspiriert von Musik, Film und Pop-Art, befand sich in einem rasanten Umbruch, der auch Miri bisweilen leicht atemlos machte. Ein neuer Frauentyp eroberte die Laufstege. Jünger sahen die Damen aus, frecher, selbstbewusster. Vergessen war die Pillbox, das elegante Hütchen, das Jackie Kennedy so populär gemacht hatte; vergessen auch die damenhaften Bleistiftröcke, die eleganten Kastenjacken und die spitzen Pfennigabsatz-Pumps der letzten Jahre! Die Engländerin Mary Quant und der Franzose André Courrèges, der eigentlich studierter Bauingenieur war, hatten mit ihren frechen graphischen Entwürfen neue Maßstäbe gesetzt, denen mittlerweile die gesamte westliche Welt nacheiferte. Die Säume rutschen unaufhaltsam nach oben, der Materialmix wurde kühner, die Farben gewagter, und wer da nicht mithalten konnte, der hatte im Strudel der nimmermüden Konkurrenz bereits verloren. Da kam Miri ein eigenes Atelier im neuen Zuhause gerade recht, fernab vom Trubel des Modehauses, in dem sie ungestört zeichnen und sich neue Kreationen ausdenken konnte.

Doch dazu musste es ihr auch gesundheitlich gut gehen, und das tat es leider schon eine ganze Weile nicht mehr so richtig. Die leidigen Rückenprobleme ihrer Kindheit und Jugendjahre hatten sich zurückgemeldet, und im Unterleib zwickte es nun auch. Sie öffnete den Zipper ihrer Hose und atmete nur noch ganz vorsichtig.

Wenn ihr nur nicht schon wieder speiübel wäre!

Dazu kam dieser merkwürdige Schwindel, der sie ganz konfus machte, seit einigen Wochen litt sie bereits darunter. Vor ein paar Tagen war zusätzlich Zahnfleischbluten aufgetreten.

Musste alles am Umzugsstress liegen, der ihr offenbar schwer auf Psyche, Zähne sowie die Peristaltik geschlagen hatte. So aber konnte es nicht weitergehen. Der Zahnarzttermin war bereits für die kommende Woche vereinbart; den Kampf gegen die Übelkeit würde sie sofort aufnehmen. Dazu musste sie nach den Paspertintropfen kramen, die irgendwo in den Kartons für das Badezimmer vergraben waren. Das scheußlich bittere Zeug würde schon dafür sorgen, dass ihr nicht mehr ganz so schlecht war.

Sie war gerade ziemlich wacklig aufgestanden, als eine neuerliche Übelkeitswoge sie zurück auf die Stufe zwang.

Eigentlich kein Wunder, dass sie derart schwächelte. Gelesen hatte sie seit dem Frühstück nichts Ordentliches mehr und bei der ganzen Rennerei treppauf, treppab natürlich auch viel zu wenig getrunken. Beides würde sie nun auf der Stelle nachholen, denn den neuen Kühlschrank hatte Schani, der dafür sorgte, dass stets genug zu essen im Haus war, bereits vorsorglich gefüllt.

Doch zuvor musste der kostbare Koffer an den richtigen Platz. Im zweiten Anlauf schaffte Miri es schließlich in den ersten Stock. Dort lag ihr Atelier, das taubenblaue Wände hatte, weil diese Farbe sie am kreativsten machte. Sie stellte den Koffer neben den Tisch vor dem Fenster, an dem sie zeichnen und entwerfen würde. Aktuelle Trends hin oder her – phantastische Schnitte blieben phantastische Schnitte, und vielleicht konnten die alten Muster ihrer Mutter aus den dreißiger Jahren sie zu spannenden neuen Ideen inspirieren. Sobald alles im Haus an Ort und Stelle war, würde sie loslegen.

Beim Blick auf das Kartonmeer, das sich vor Bad und Schlafzimmer auftürmte, kapitulierte Miri achselzuckend. Dann also ohne Tropfen hinunter in die Küche, um etwas in den Magen zu

kriegen! Die Tür zum Wohnzimmer, das im Erdgeschoss von der kleinen Diele abging, war geschlossen, was sie merkwürdig fand.

War Schani etwa bereits zurück, ohne sich bei ihr gemeldet zu haben?

16 Ein Blick auf die Armbanduhr belehrte sie eines Besseren. Gerade mal kurz nach neun. Keine Familienfeier im *Schani-**garten* endete so früh – es sei denn, es wäre etwas passiert ...

Sie drückte die Klinke nach unten.

Der Fernsehapparat lief, allerdings auf niedrigster Lautstärke. Ganz nah vor dem Bildschirm hockte Jenny im Schneidersitz in dem neuen orangeroten Schalensessel, den sie selbst hatte aussuchen dürfen.

«Das hatten wir so aber nicht ausgemacht, Fräulein!» Miri ging zum Apparat und schaltete ihn aus.

«Das kannst du mir nicht antun, *Mom!*» Aufgebracht schoss Jenny nach oben. «Alle in meiner Klasse dürfen *Mit Schirm, Charme und Melone* anschauen – nur ich nicht.»

Mom! Miri fand diese amerikanisierte Form einfach nur affig, was Jenny sehr wohl wusste, sie aber offenbar nicht weiter kümmerte. Vorbei die Zeiten, als die Kleine mit den süßen Rattenschwänzchen jedes Wort ihrer Mama brav befolgt und nichts Schöneres gekannt hatte, als mit der Haarbürste in der Hand Schlagerstars nachzuahmen. Stattdessen waren nun Widerworte angesagt, und das bei fast jeder Gelegenheit. Ab und zu halfen Argumente, und so probierte Miri auch jetzt ihr Glück.

«Die Serie beginnt erst um neun Uhr und dauert ...»

«Und wenn schon! Dann schlaf ich eben eine Runde schneller ein.»

«Und verhaust morgen die Englischarbeit, weil du zu müde

bist, um dich zu konzentrieren? Willst du das wirklich? Ich dachte, du schläfst längst.»

Geballter vierzehnjähriger Zorn blitzte Miri entgegen.

«Anna darf die Serie sehen! Sogar die Großen im Heim dürfen das, auch Simi. Nur ich soll immer ein blödes Baby bleiben, das von nichts eine Ahnung hat und mit den Hühnern ins Bett muss! Dabei ist Emma Peel doch so duftig. Eine richtige Agentenbraut. Hast du nicht gesehen, was sie anhat? Ich könnte glatt sterben für so einen lässigen Einteiler! Und erst diese tollen Haare! Alles so schön glatt, keine doofen Krissel, die immer machen, was sie wollen. Wenn ich erwachsen bin, möchte ich auch sein wie sie – und nicht so spießig wie du!»

17

Der Hieb saß. Ob Jennys Freundinnen auch so mit Erwachsenen redeten?

Anna, Rikes Tochter, und Simi, die eigentlich Simone hieß, trainierten wie Jenny im Schwimmverein Nixe e. V. in Charlottenburg. Aus den dreien war ein eingeschworenes Trio geworden, das auch außerhalb des Beckens am liebsten *alles* zusammen unternahm. Miri musste lächeln, wenn sie die Mädchen beobachtete, die unterschiedlicher kaum hätten sein können: die braunlockige Anna, ebenso ehrgeizig wie ihre zielstrebige Mutter, die flachsblonde Simone mit dem kecken Mundwerk, die im Kinderheim schon frühzeitig hatte lernen müssen, wie man sich durchsetzte, und die sensible, dunkelhäutige Jenny, die Musik über alles liebte. Sie war fünf gewesen, als sie zunächst als Pflegekind zu den Feldmanns gekommen war; im darauffolgenden Jahr hatten Schani und sie Jenny adoptiert und sich damit den Herzenswunsch einer kleinen Familie erfüllt.

Bis zu Jennys Bat Mitzwa, die sie auf eigenen Wunsch zum vollwertigen Mitglied der jüdischen Gemeinde gemacht

hatte, war es zwischen Eltern und Tochter rundgelaufen, von unbedeutenden Meinungsverschiedenheiten, wie sie gelegentlich in allen Familien vorkommen, abgesehen. Doch Jennys letzter Geburtstag hatte alles verändert. Seitdem sie vierzehn war, gab es plötzlich ständig Stress: Sie hatte keine Lust zum Lernen mehr, gab in der Schule freche Antworten und kassierte reihenweise Verweise, schminkte sich und war schon mehr als ein Mal beim Rauchen erwischt worden. Schani schmunzelte in der Regel, wenn Miri sich wieder bei ihm beklagte, denn er ordnete Jennys Bockigkeit lediglich als Phase ein, die sich irgendwann von selbst wieder erledigen würde.

«Du darfst es einfach nicht so nah an dich rankommen lassen, Liebes. Die Hormone schießen quer, sie muss sich ausprobieren, das ist nun mal der Lauf der Dinge. Das nennt sich Pubertät, und die bekommen wir beide gerade in voller Dosis ab. Nicht immer schön, das räume ich durchaus ein, doch je gelassener du dabei bleibst, desto schneller geht es vorbei, wirst schon sehen!»

Gut möglich, ja, sogar wahrscheinlich, dass er recht hatte, Miri jedoch fiel dieser stoische Gleichmut, zu dem ihr Liebster in Erziehungsfragen offenbar in der Lage war, ungleich schwerer. Ihre eigene Pubertätsphase war im hässlichen Klirren der Reichspogromnacht und deren weitreichenden Folgen sang- und klanglos untergegangen. Niemals hätte sie damals gewagt, gegen ihre Mutter zu revoltieren, die es ohnehin schon schwer genug hatte. Gleiches hatte für ihre Lehrer gegolten. Überhaupt noch zur Schule gehen zu dürfen, war ein kostbares Gut gewesen, dessen Zerbrechlichkeit sie sich jeden Tag bewusst gewesen war. Es konnte so schnell vorbei sein – heute, morgen, übermorgen ...

Vieles hatte sie damals geschluckt und all das Verwirrende,

das gerade mit ihrem Körper und ihrer Psyche vorgegangen war, ausschließlich mit sich selbst ausgemacht. Bei Licht betrachtet, hatte sie keine Ahnung von der Pubertät.

Wie sollte sie sich nun bei Jenny verhalten?

Schimpfen machte es in der Regel nur noch schlimmer, das hatte sie mittlerweile herausgefunden, aber der Tochter alles durchgehen lassen konnte und wollte sie auch nicht. Innerlich seufzend, weil ihr so granatenmäßig übel war, versuchte es Miri doch noch einmal mit Argumenten.

«Zum einen ist Anna älter als du ...»

«Diese lächerlichen paar Monate», schnappte Jenny wütend zurück. «Als ob das irgendeine Rolle spielen würde!»

«... zum anderen brauche ich dir ja wohl nicht zu sagen, dass ihre Noten hervorragend sind – *alle!* Und was Simi betrifft, so müssen ihre Erzieher entscheiden ...»

«Manchmal wäre ich auch lieber wieder im Heim, weißt du das eigentlich?» Die Hände zu Fäusten geballt, stand Jenny angriffslustig vor ihr. «Oder bei meiner richtigen Mutter, aber das geht ja nicht, weil die leider tot ist.» Jenny hielt sich die Hand vor den Mund.

Weil sie erschrocken über ihre Worte war und sie schon bereute?

Miris Übelkeit verstärkte sich. Ob sie es noch bis zur Gästetoilette zwei Türen weiter schaffen würde?

Sie klammerte sich an der Sessellehne fest.

Nicht. Provozieren. Lassen. Hämmerte es in ihrem Hirn. *Sie. Muss. Nur. Ihre. Grenzen. Austesten.*

«War ein langer Tag heute», presste sie schließlich hervor. «Und wir sind alle ziemlich k. o. Deshalb beenden wir jetzt auch diese Unterhaltung. Du gehst schlafen ...»

«Aber Emma Peel ...»

Jetzt schimmerten Tränen in Jennys großen braunen Augen.

«Die flimmert nächste Woche auch wieder über die Mattscheibe. Bis dahin haben wir zu dritt in aller Ruhe ausdiskutiert, ob du die Serie sehen darfst, okay?»

Jenny schob trotzig das Kinn vor, bewegte sich aber doch sichtlich unwillig ein winziges Stückchen in Richtung Tür.

20

In ihrem neuen schenkelkurzen Schlafshirt mit den Rüschenärmeln wirkte sie erstaunlich groß. Im Sommer musste sie noch einmal gewachsen sein, hatte jetzt fast Miris Maß erreicht. Ein Wesen zwischen den Welten, weder Fisch noch Fleisch, definitiv kein Kind mehr, aber auch noch lange keine Frau, langbeinig und schmalhüftig, mit wohlgerundeten Brüsten, die sie am liebsten unter weiten Hemden versteckte. Die krausen Haare waren inzwischen meistens zum Knoten gezwirbelt, was sie ein wenig wie eine Ballerina aussehen ließ. Ihr schmales Gesicht war auf der Stirn und am Kinn mit Aknepickelchen bedeckt, die Jenny inständig hasste und an denen sie so lange herumpulte, bis sie sich entzündeten – ein winziger temporärer Makel, der ihrer Anziehungskraft in Miris Augen nichts anhaben konnte. Natürlich stach sie mit ihrer dunkleren Hautfarbe, die sie ihrem leiblichen Vater verdankte, der nach dem Krieg als GI nach Berlin gekommen war, unter den anderen hellhäutigen Mädchen heraus, doch bis vor kurzem war das niemals ein Problem gewesen. Neuerdings jedoch wurde sie deswegen offenbar in der Schule und auch im Schwimmverein gehänselt – womöglich ein weiterer Grund für ihr trotziges Aufbegehren.

Die Zuneigung zu ihrem Kind überflutete Miri wie eine große, warme Welle.

Niemand durfte Jenny ein Leid zufügen!

«Komm mal her, du Schäfchen!» Sie ging ihr nach, schloss

sie fest in die Arme. «Von wegen Kinderheim! Diesen Unsinn vergessen wir beide jetzt ganz schnell wieder. Musst du denn unbedingt so grässliches Zeug zu mir sagen?»

Jenny schüttelte stumm den Kopf. Jetzt weinte sie wirklich.

«Nein, muss ich nicht», schniefte sie. «Du hast mich nur so unheimlich wütend gemacht, und da wollte ich dir weh tun. Weil ich doch unbedingt Emma Peel ...»

Der Rest war nicht mehr zu verstehen.

Miri hauchte ihr einen zärtlichen Kuss auf die Stirn und löste sich dann behutsam.

«Schlafen, jetzt!», sagte sie in gespielter Strenge. Und danach weicher: «Merk dir unbedingt, was du heute träumst!»

«Weshalb das denn?» Jenny wischte sich die Augen trocken.

«Weil in Erfüllung geht, was man in der ersten Nacht in einem neuen Zuhause träumt. Und jetzt ab mit dir!»

Miri sah Jenny noch kurz nach, wie sie leichtfüßig die Treppe nach oben tänzelte. Danach presste sie sich die Hand vor den Mund, stürzte in die Gästetoilette und erbrach sich dort würgend.

«Gratulation, Frau Feldmann! Bisschen spät dran sind Sie allerdings schon, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf ...»

Die nasale Stimme des Arztes drang zu Miri, die sich hinter dem Paravent rasch wieder ankleidete.

Was brabbelte er da?

Eigentlich hatte sie ihn vom ersten Moment an nicht gemocht und gleich beim Hereinkommen bedauert, dass sie der Empfehlung ihres Hausarztes gefolgt war, der ihr den

Gynäkologen einen Stock über seiner Praxis so dringlich ans Herz gelegt hatte.

«Eine Koryphäe», hatte er geschwärmt. «Bei dem Kollegen sind Sie in den allerbesten Händen!»

22 Davon hatte sie bislang leider nichts gemerkt. Ein knapper, fast militärischer Tonfall, und die Untersuchung war auch nicht gerade zartfühlend gewesen. Wenn dieser Dr. Pfitzner so weitermachte, hatte er sie heute zum ersten und gleichzeitig letzten Mal gesehen.

«Ist es was Ernstes?», fragte Miri, als sie ihm wieder gegenüber saß, nur durch den Schreibtisch getrennt. «Dann raus damit!»

Er lächelte dünn.

«Sie sind jetzt zweiundvierzig, Frau Feldmann, und haben, wie ich meinen Unterlagen entnehme, eine Tochter ...»

«Jenny, ja, vierzehn Jahre alt. Aber was hat das mit meinem Ziehen im Unterleib zu tun?» Miri wurde immer ungeduldiger.

«Das Mädchen ist adoptiert?»

«Ist es. Wieso wollen Sie das wissen?» Sie war lauter geworden.

Er ließ sich nicht beirren. «Dachte ich mir. Keinerlei Fehlgeburten oder Abbrüche?»

«Natürlich nicht!» Jetzt wurde sie langsam wütend. Der Wunsch nach einem eigenen Kind hatte sie über Jahre begleitet. Es hatte nicht sollen sein – leider. Inzwischen hatte sie sich mit dieser Tatsache abgefunden. Doch die vielen Tränen, die sie deswegen vergossen hatte, gingen diesen Schnösel in Weiß nichts an. «Ich leide an Endometriose, wie Ihre Kollegen von der Uniklinik herausgefunden haben.»

«Was bedeutet, dass Sie aktuell die erste Schwangerschaft durchlaufen ...»

Seine Worte erreichten Miri mit gewisser Verzögerung, dann erst spürte sie deren Wucht.

... die erste Schwangerschaft durchlaufen ...

«Das kann doch nicht sein!», flüsterte sie. «Meine Tage waren immer ganz pünktlich ...»

«Aber deutlich schwächer, habe ich recht?»

Miri nickte.

«Sehen Sie! Das kommt vor, und übrigens häufiger, als man glaubt. Sie sind bereits circa in der zehnten Woche, Frau Feldmann. Zur Sicherheit machen wir noch den Froschtest, dazu lassen Sie uns im Anschluss bitte Ihren Urin da. Ihre Gebärmutter ist eindeutig vergrößert, wie ich ertasten konnte, und das ist ein untrügliches Anzeichen für eine Gravidität.» Er beugte sich weiter nach vorn, setzte eine besorgte Miene auf. «Allerdings muss ich Ihnen wohl nicht sagen, dass Ihr Alter eine erhebliche Belastung darstellt. Die Gefahr kindlicher Missbildungen, seien sie nun körperlicher oder geistiger Art, steigt bereits ab fünfunddreißig deutlich an, und Sie haben ja sogar die vierzig überschritten. Außerdem verlieren viele ältere Schwangere die Frucht innerhalb der ersten Monate. Ich würde Ihnen also dringend raten, die Neuigkeit vorerst für sich zu behalten, bis Sie ganz sicher sein können, dass ...»

Miri stand wortlos auf. Nicht einen Ton wollte sie mehr hören von diesem aufgeblasenen Wicht!

«Aber Frau Feldmann ...»

«Adieu, Herr Dr. Pfitzner. Meine Krankenakte brauchen Sie nicht weiterzuführen.»

Miri schlüpfte in ihren Mantel und verließ die Praxis.
Schwanger!

Draußen blieb sie stehen und starrte in den bedeckten Oktoberhimmel. So lange hatte sie sich vergeblich danach

gesehnt. Wieso stellte sich nun kein jubelndes Glücksgefühl ein?

Weil dieser unsensible Kerl ihr Angst eingejagt hatte?

Nein, weil sie es noch immer nicht fassen konnte!

24 Aber es war wahr: das Ziehen im Unterleib, das Blut auf der Zahnbürste, die ständige Übelkeit, gefolgt von bohrendem Hunger – eigentlich hätte sie selbst drauf kommen können. Doch Miris Sehnsucht nach einem Kind war mittlerweile so tief in ihr vergraben, dass sie sie erst wieder zutage fördern musste.

Außerdem hatte sie ja Jenny. Was die wohl dazu sagen würde?

Und erst Schani!

Ihr erster Impuls war, nach Hause zu fahren und es dort laut herauszuschreien. Miri begann schon in Richtung Auto zu gehen, blieb jedoch nach ein paar Schritten wieder stehen.

Nein, lieber nicht als Erstes die engste Familie informieren. Besser, es gewissermaßen als Übung erst jemandem erzählen, der ihr zwar nahestand, aber doch ein klein wenig mehr Abstand hatte.

Dann einer der Schwestern – Rike, Silvie oder Flori?

Nach ein paar Tagen – unbedingt. Dann sollten sie es erfahren und ihren Senf zu der überraschenden Neuigkeit geben, aber heute alle zusammenzutrommeln, dazu fehlte ihr die Kraft.

Dann doch lieber zu Ben, ihrer alten Liebe, der seit vielen Jahren das Berliner Hauptkinderheim leitete. Mit ihm hatte sie als ganz junge Frau eigentlich *alles* erleben wollen: Liebe, Hochzeit, Kinder, Enkel – das gesamte glückliche Programm. Blind vor Liebe war sie ihm in den Kibbuz nach Israel gefolgt, hatte sich dort mühsam einer Lebensform gebeugt, die nicht

zu ihr gepasst hatte, und miterleben müssen, wie er, der sich nicht binden konnte, seine Liebschaften fast wie die Hemden gewechselt hatte. Zutiefst desillusioniert war Miri nach Berlin zurückgekehrt, um Jahre später dort erneut auf einen geläuterten Ben zu treffen, der sein Leben inzwischen heimatlosen Kindern und Jugendlichen verschrieben hatte.

Mittlerweile waren sie beste Freunde, auch weil Ben ihnen Jenny zunächst als Pflege- und schließlich als Adoptivkind vermittelt hatte. Seine trockenen urberliner Kommentare waren das beste Mittel gegen allzu starke emotionale Wogen. Ben hatte als Junge auf der Flucht vor den Nazis Berlin auf einem jüdischen Kindertransport verlassen. In England hatte er zwar überlebt und war nach dem Krieg dann als britischer Soldat zurück in die alte Heimat gekommen – doch Wurzeln hatte er nirgendwo mehr richtig schlagen können: weder in London noch in Berlin oder Israel. Als «Wanderer zwischen den Welten», so bezeichnete er sich inzwischen selbst, jemand, der voller Sehnsucht auf die Familienwärme der anderen schaute, die für ihn selbst wohl für ewig unerreichbar bleiben würde.

Von der Akazienallee, wo die Arztpraxis lag, der sie gerade entflohen war, bis zur Charlottenburger Chaussee, die noch immer die Anlage des Kinderheims beherbergte, bis dessen Insassen endlich in den komfortableren Neubau umziehen konnten, war es nur ein Katzensprung. An anderen Tagen wäre Miri dankbar für diesen kurzen Spaziergang an frischer Luft gewesen. Heute jedoch stieg sie lieber fröstelnd in ihren himmelblauen Renault, den sie Monsieur Claude nannte, weil er als echter Franzose gern mal Mucken zeigte und beileibe nicht immer ansprang, wenn sie es wollte.

Am Ziel angelangt, stellte sie den Wagen auf dem Besucherparkplatz ab und ging zum Gebäude. Von außen war die alte

Kaserne noch immer eine Scheußlichkeit; drinnen hatten sich Ben und seine Mitarbeiterinnen redlich um eine freundlichere Atmosphäre bemüht, soweit die bescheidenen Mittel, die dafür zur Verfügung standen, das erlaubten. Die Wände waren in warmem Ocker gestrichen, geschmückt mit vielen bunten Kinderzeichnungen; die ehemaligen Schlafsäle hatte man durch eingezogene Zwischenwände verkleinert. Wohnlichkeit war trotz allem noch immer ein Fremdwort für dieses triste Gebäude, und der durchdringende Geruch nach Bohnerwachs und Essensdünsten machte es nicht gerade besser.

Unwillkürlich zog Miri die Schultern hoch.

Sie hätte zumindest anrufen sollen. Ben war vermutlich in einer seiner zahllosen Besprechungen, und sie würde ihn nicht einmal für ein paar Augenblicke sprechen können.

Doch sie hatte Glück.

Schon im zweiten Flur kam er ihr pfeifend entgegen und begann breit zu grinsen, als er sie erkannte.

«Welch unverhoffter Glanz in unserer Hütte», frotzelte er und küsste sie zur Begrüßung auf die Wange. Er trat ein paar Schritte zurück und musterte sie prüfend. «Ein ziemlich bleicher Glanz allerdings, wenn ich das mal so sagen darf. He, du bist ja ganz grün um die Nase, Frau Feldmann! Hat der Gatte sich danebenbenommen? Oder ist was mit Jenny?»

«Weder, noch. Nur der ganz alltägliche Wahnsinn. Obwohl ...» Sie hielt inne.

«Obwohl?», wiederholte er. «Was ist los, Miri?»

«Könnten wir in dein Büro gehen? Hier mitten auf dem Flur möchte ich nicht mit der Tür ins Haus fallen.»

«Aber sicher doch – komm mit!»

Er zog sie ein Stück weiter, öffnete die Tür. Hier schien die Zeit stehengeblieben zu sein. An der einen Wand der

bekritzelte Dienstplan mit zahlreichen bunten Fähnchen, die alle jeweils für eine Erzieherin oder einen Erzieher standen; auf der gegenüberliegenden Seite ein leicht vergilbtes Poster vom See Genezareth. Der Schreibtisch war ebenso verschrammt wie die Besucherstühle.

Auf einen ließ Miri sich nun mit einem Seufzer sinken.

«Ich bin schwanger, Ben. Das ist los», sagte sie. «Mit stolzen zweiundvierzig Jahren erwarte ich mein erstes Kind, stell dir vor, ein Alter, in dem andere Frauen schon Großmutter werden. Obwohl, das stimmt so eigentlich auch wieder nicht. Ich habe ja bereits ein Kind, und das wird vielleicht Augen machen, wenn ich mit der Ankündigung des neuen Geschwisterchens herausrücke.» Ihr Versuch eines Grinsens misslang gründlich. «Ich bin so was von durch den Wind. Ich weiß gerade gar nichts mehr!»

«Was sagt denn dein Schani dazu?», erkundigte sich Ben. «Und die anderen Thalheim-Mädels?»

«Bislang nichts. Die wissen es nämlich noch nicht ...»

«Dann bin ich also der Erste, dem du es anvertraust? Sag bloß – ich fühle mich zutiefst geehrt, Miri!» Er stand auf, kam um den Tisch herum und kauerte sich neben ihren Stuhl. «Ist doch wunderbar! Wovor haste eigentlich solchen Bammel?»

«Dass ich versage. Oder dass es mit einer Beeinträchtigung zur Welt kommt, weil ich eigentlich schon viel zu alt für ein Baby bin ...»

«Papperlapapp!» Er sprang auf, zog sie vom Stuhl hoch. «Du und alt? Dass ich nicht lache! Keene andere hat so heiße Beene wie du, und dein großes Herz zählt doch allenfalls sechzehn Lenze – hoch gegriffen! Du wirst ein hinreißendes Kind gebären, denn du bist Gefühl pur, Miri, gepaart mit Eleganz und einer Anständigkeit, die einen manchmal sprachlos werden

lässt. Großartig wirst du alles machen, so großartig, wie du auch Jenny ein neues, warmes Zuhause geschenkt hast! Dein Schani ist ein echter Glückspilz: Mir dir als Frau hat er das ganz große Los gezogen. Das sagt einer, der inzwischen jeden Tag bereut, dass er dich damals hat gehen lassen. Und dieser Vollidiot weiß leider sehr genau, wovon er spricht!»

Für ein paar Sekunden wurde es ganz still im Raum. Sie standen sich gegenüber, ohne sich zu berühren, sahen sich in die Augen und atmeten ein paar Takte lang im gleichen Rhythmus.

«Danke», sagte Miri schließlich. «So schön hast du das gerade gesagt. Ich bin sehr froh, dass du mein Freund bist, Ben!»

«Frag mich mal!» Liebevoll strich er ihr eine widerspenstige Locke aus der Stirn. «Und jetzt fährst du schnurstracks nach Hause und verkündest die aufregende Nachricht deinen Liebsten, okay? Jenny stemmt das schon, aus der ist unter deiner Obhut ein starkes, selbstbewusstes Mädchen geworden. Und dein Schani, der wird doch ausflippen vor lauter Seligkeit. Von den drei Tanten im Glück gar nicht erst zu reden!»

«Okay.» Sie lächelte, dann verzog sie plötzlich das Gesicht.

«Was ist los? Hast du Schmerzen?» Ben klang besorgt. «Du bist doch in guter ärztlicher Betreuung, oder?»

«Nee», presste Miri hervor. «Den richtigen Doktor muss ich erst noch auftreiben. Sonst ist so weit alles paletti. Nur kotzübel wird mir gerade schon wieder. Haste vielleicht mal schnell einen Eimer zur Hand?»

Sie hatte es nicht über die Lippen gebracht, den ganzen Abend nicht. Jenny war ausnahmsweise kuschlig drauf gewesen, hatte

sie mehrmals umarmt und es sich schließlich mit einem Buch auf der Couch im Wohnzimmer gemütlich gemacht. Nicht einmal fernsehen wollte sie heute, sondern einfach nur «Familie spielen», wie sie sich ausdrückte. Schani war früher aus dem Lokal gekommen und erzählte begeistert vom seinem neuen Koch Laszlo, der aus dem kommunistischen Ungarn geflohen war und die ganze Palette der K.-u.-k.-Küche beherrschte wie kaum ein anderer. Zu Jennys Begeisterung wärmte er Laszlos mitgebrachte Wiener Schnitzel auf, von denen das Mädchen zwei hungrig verschlang. Sogar Miri schaffte ein halbes, ohne gleich wieder zum Klo rennen zu müssen.

«Ihr zwei seid meine Welt. Mehr brauche ich nicht!», sagte Schani schließlich, als alle satt und zufrieden um den Tisch saßen. «Haben wir drei es nicht verdammt gut?»

Wir vier hätte Miri ihn fast verbessert, aber das erschien ihr dann doch nicht als der passende Moment. Sie versuchte einen neuen Anlauf, als sie und ihr Mann später nebeneinander im Bett lagen, doch Schani war offenbar so müde, dass sie schon nach ein paar Minuten seine regelmäßigen Atemzüge hörte.

Am nächsten Morgen war er vor ihr aus dem Haus, um auf dem Großmarkt die Einkäufe für sein Restaurant zu erledigen, und Jenny musste sich sputen, damit sie nicht zu spät kam, da ihr Schulweg zum Sophie-Charlotte-Gymnasium in der Sybelstraße seit dem Umzug bedeutend länger geworden war.

Leicht benommen, weil ihr schon wieder ziemlich flau war, stieg Miri nach einer kurzen Morgentoilette schließlich ins Auto und fuhr zum *Modekaufhaus Thalheim*.

Wie lange soll das noch so weitergehen?, grübelte sie unterwegs. Sie musste ihren Liebsten endlich sagen, was mit ihr los war.

Kaum im Büro angelangt, fiel sofort Luisa in all ihrer quirligen Betriebsamkeit über sie her. Die Stiefcousine der Thalheim-Schwestern, von deren Tante Lydia liebevoll großgezogen, war mittlerweile zur Abteilungsleiterin aufgestiegen und bewies jeden Tag aufs Neue Ehrgeiz und Durchsetzungswillen. Die Verkäuferinnen murrten zwar manchmal, weil sie jede Menge Einsatz von ihnen verlangte, aber man respektierte sie dennoch oder vielleicht sogar deswegen im ganzen Haus. Offiziell war sie noch immer mit Gregor Thalheim verheiratet, der mit seinem Lebensgefährten Hotte vor drei Jahren in die USA übersiedelt war. Die Ehe mit ihr war er damals lediglich eingegangen, um von einem übelmeinenden Konkurrenten nicht länger wegen seiner Homosexualität erpresst zu werden. Luisa wiederum hatte unbedingt gewollt, dass ihr Sohn, der einer kurzen Liaison mit Oskar, Silvies verstorbenem Zwillingenbruder, entstammte, den Namen Thalheim trug. Inzwischen jedoch lebte sie glücklich mit Henning Walter, dem Leiter der Kindertagesstätte im Hansaviertel; dieser hatte Felix an Sohnes statt angenommen.

«Wir müssen aktiv werden!», bestürmte sie Miri. «Überall schießen gerade schicke neue Boutiquen aus dem Boden. Der Umbau drängt, sonst verlieren wir noch mehr Kundinnen! Ich weiß genau, was sie wollen, denn niemand ist ja näher an ihnen dran als ich. Alles hier muss viel intimer werden, kuschelig und ausgeflippt zugleich, verstehst du? Eben so *up to date*, wie man es jetzt hat!»

«Jetzt, mitten in der Rezession? Hast du eine Vorstellung, was das alles kosten würde?»

«Gerade in der Rezession, das hat unser dicker Kanzler Erhard auch gesagt, und der kennt sich mit Wirtschaft schließlich aus. Ja, ihr müsst eine Stange Geld investieren, aber du

wirst sehen, das lohnt sich. Danach werden unsere Umsätze explodieren!» Luisa nickte aufmunternd. «Ich konnte heute nicht mehr schlafen, weil mir so viel im Kopf herumgeistert, da habe ich um fünf Uhr morgens spontan Gregor in San Francisco angerufen.»

«Weshalb das denn?», fragte Miri, während sie aus ihrer Jacke schlüpfte. «Ist etwas mit Felix?»

«Dem Junior geht es prima. Aber Gregor hat doch damals die Pläne für den Neubau gemacht. Wer also könnte geeigneter für die Modernisierung des Modekaufhauses sein als er?»

«Schon», sagte Miri. «Gregor hat als Architekt jede Menge drauf, das wissen wir alle. Aber von den USA aus? Wie sollte das denn gehen?»

«Er kommt sofort zu uns nach Berlin, wenn ihr ihn ruft.»

Jeder dralle Millimeter an Luisa bebte vor Triumph. Sie hatte deutlich zugelegt in den letzten Jahren. Vielleicht aus Kummer, weil es mit einer neuerlichen Schwangerschaft einfach nicht klappen wollte. Zwei Fehlgeburten hatte sie schon tränenreich durchstehen müssen, aber noch immer hielt sie eisern an ihrem Plan einer großen Familie fest. Wie sie wohl reagieren würde, wenn sie von Miris bislang noch geheimer Neuigkeit erfuhr?

«Und seine großen Aufträge in den Staaten? Wäre das denn überhaupt parallel möglich?», fragte Miri skeptisch.

«Ich glaube, so groß sind die gar nicht», entgegnete Luisa. «Gestaltet sich drüben wohl alles viel komplizierter als zunächst gedacht. Deutsche sind nicht überall in den USA willkommen, wenn es ums *business* geht. Gibt offenbar noch jede Menge Vorteile aus Kriegszeiten. Gregor hat da so was angedeutet. Viel sagt er ja nie. Erst recht nicht, wenn es Probleme gibt. Du weißt doch, wie er ist: Immer alles schön mit sich allein ausmachen.» Sie seufzte. «Aber offenbar hat

sein Hotte Riesensehnsucht nach Berlin. Den würde er dann wohl auch mitbringen. Also, rede mit dem Seniorchef und mit deinen Schwestern. Mein Noch-Ehemann wartet nur auf ein Zeichen von euch ...»

32 Emsig flitzte sie in ihrem engsitzenden hellblauen Kleid aus Konfettitweed zurück an die Arbeit. Gute Beine hatte sie ja, das musste man ihr lassen, wenngleich strammer als früher. Was für das Modekaufhaus durchaus Vorteile hatte: Kundinnen der «weiblichen Größen», wie Luisa die Konfektion ab 42 aufwärts gern nannte, kauften in ihrer Gegenwart besonders beherzt ein.

«Mini kann ja so schick sein», pflegte Luisa dann zu sagen und vor der Kundschaft ein paar schwungvolle Pirouetten zu drehen. «Frech, modern, jugendlich – und trotzdem ungemein elegant. Sehen Sie mich nur an: Wenn ich das tragen kann, dann Sie doch allemal!»

Vermutlich hat Luisa recht, dachte Miri, während sie sich im Büro Kamillenteekochte, um die erneut aufziehende Übelkeit in Schach zu halten. Wenn einer den Blick für neue Architekturformen hat, dann Gregor. Bekannt geworden durch die Zusammenarbeit mit Egon Eiermann, der der Ruine der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche nach dem Krieg ihr neues Gesicht verliehen hatte, brannte er darauf, moderne Bauten in seiner eigenen Handschrift entstehen zu lassen. Der Umbau des Modekaufhauses allerdings erschien ihr in diesem Zusammenhang als recht bescheidener Auftrag für einen erfolgshungerrigen Architekten. Doch falls Amerika ihn enttäuscht hatte, war Gregor womöglich bereit, hiermit in der alten Heimat neu zu beginnen.

Nach der ersten Tasse fühlte Miri sich etwas wohler, und ihr Gedankenkarussell drehte sich weiter. Sie mussten sich

untereinander besprechen, und das lieber heute als morgen, wenn sie die verbliebenen Kundinnen nicht an die Konkurrenz verlieren wollten, auch da lag Luisa ganz richtig. Allerdings war ihr Vater Friedrich Thalheim, der Seniorchef, heute nicht im Modehaus. Immer öfter hörte er in letzter Zeit auf die Mahnungen seiner Frau Claire, an seine angegriffene Gesundheit zu denken und sich mehr zu schonen. Silvie kam nur noch einmal in der Woche, da sie in ihrer florierenden Buchhandlung am Savignyplatz meist unabkömmlich war. Flori würde morgen wieder vorbeischaun, um ihr Konzept für den Weihnachtskatalog zu präsentieren. Im Vorfeld war sogar schon die Rede davon gewesen, dieses Jahr ganz darauf zu verzichten, weil das Familienfest der Liebe nicht mehr den gleichen Stellenwert besaß wie früher, doch ausgerechnet Flori, die sich in ihrem eigenen Leben sonst so wenig um Konventionen scherte, hatte lautstark protestiert.

Blieb also nur noch Rike, um sich mit ihr wegen Luisas Idee auszutauschen, aber bei der hatte sich ausgerechnet heute Besuch von Mailänder Stoffherstellern angekündigt, die im Laufe der Jahre zu Freunden geworden waren und ihrem Mann Sandro neue Ware präsentieren wollten. Das würde vermutlich bis in die Abendstunden dauern.

Sie vertiefte sich in die anstehenden Urlaubsanträge für die Advents- und Weihnachtszeit. Jahr für Jahr eine heikle Sache, als Personalchefin alle Wünsche der Angestellten zu berücksichtigen und dabei gleichzeitig das Geschäft am Laufen zu halten. Viele hatten Verwandte und Freunde im Ostteil der Stadt, von denen sie seit dem Bau der Mauer getrennt waren. Der Laden hatte eine ganze Reihe engagierter Verkäuferinnen aus dem Ostteil der Stadt verloren, denen sie noch heute hinterhertrauerte. In vier mit der SED-Regierung mühsam

ausgehandelten Passierscheinabkommen hatte der West-Berliner Senat ab 1963 Besuche nach «drüben» an den wichtigsten Feiertagen ermöglicht. Doch das letzte Abkommen war zu Pfingsten ausgelaufen, und die Verhandlungen über seine Verlängerung galten als gescheitert. Wenn kein Wunder geschah, dann drohte ein Weihnachtsfest, an dem für alle West-Berliner die Grenze nach Osten hermetisch zu war. Natürlich würde der Senat im Schöneberger Rathaus offiziell dagegen protestieren – doch was interessierte das schon die Betonköpfe der SED?

Seufzend erhob sie sich. Übel, übel, ihr war noch immer übel – auch der Tee half da offenbar nicht auf Dauer. Vielleicht würde ein Ku'dammspaziergang bis zur Giesebrechtstraße, wo Rike mit Sandro und den beiden Kindern Anna und Matteo wohnte, dazu führen, dass es ihr besser ging. Hoffentlich begleitete sie dieser lähmende Zustand nicht über die gesamte Schwangerschaft!

Miri gab Luisa Bescheid, die gerade eine Kundin bediente und nur knapp nickte. Schien ihr gar nichts auszumachen, wenn keine der Thalheim-Schwestern im Kaufhaus war – ganz im Gegenteil.

Wozu hatte sie schließlich mit allen Mitteln eine Thalheim werden wollen?

Dann trat Miri aus dem Laden ins Freie und atmete erst einmal tief durch. Zur Ruhe allerdings kam sie nicht.

Wie laut es heute hier war!

Und so viel Polizei säumte normalerweise auch nicht den berühmten Berliner Boulevard.

Es war kein Autolärm, der in ihren Ohren dröhnte, es waren die Sprechchöre der Studenten, die heute mit ihren Transparenten zum wiederholten Mal gegen den Vietnamkrieg protestierten. Von Monat zu Monat schienen es mehr junge

Leute zu werden, die lautstark für ihre Überzeugungen auf die Straße gingen.

Deshalb also das immense Aufgebot an blauen Uniformen.

AMIS RAUS AUS VIETNAM!
AMIS = VÖLKERMORD!
SOLIDARITÄT MIT DEM
VIETNAMESISCHEN VOLK!

35

Viele Passanten blieben kopfschüttelnd stehen, andere begannen lauthals auf diese «Gammler» und «Arbeitsscheuen» zu schimpfen. Miri gehörte nicht dazu. Auch sie beurteilte die Rolle der USA in Vietnam inzwischen kritisch, für sie ein großer Schritt, denn noch vor drei Jahren hatte sie zusammen mit Zehntausenden anderen Kennedy bei seinem Berlin-Besuch frenetisch zugejubelt. Miri hatte bis vor kurzem die Amerikaner stets als Retter betrachtet, die zusammen mit England und Frankreich dafür gesorgt hatten, dass Nazideutschland besiegt wurde. Hätte der Zweite Weltkrieg nur noch ein paar Monate länger gedauert, sie wäre mit großer Sicherheit nicht mehr am Leben.

Unwillkürlich glitten ihre Hände schützend zum Bauch.

Und erst recht nicht in der Lage, neues Leben zu schenken.

Weinte sie jetzt tatsächlich mitten auf dem Ku'damm?

«Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, junge Frau?» Ein Mann im Fischgrätmantel, mit silbergrauem Haar und Aktentasche war stehen geblieben und musterte sie besorgt. «So hübsch und dann so traurig – das geht doch wirklich nicht!»

Miri versuchte, die Tränen tapfer wegzulächeln.

«Haben Sie bereits», erwiderte sie schniefend. «Ihr <junge Frau> hat wahre Wunder bewirkt.»

«Sind Sie sich da ganz sicher?»

«Bin ich.» Jetzt klang ihre Stimme wieder fest. «Und danke noch mal. Alles wieder in Ordnung. Da soll noch einmal jemand sagen, die Berliner hätten kein Herz.»

36

Der Rest des Wegs fiel ihr leichter. Die Schaufenster der Konkurrenz streifte ihr Blick nur im Vorbeigehen. Demnächst würde sie zusammen mit Flori eine richtige Inspektionsrunde laufen, die hatte als versierte Fotografin den schärfsten Blick, obwohl sie sich privat leger kleidete, meist ganz in Schwarz oder mit Jeans und lässigen Pullis und Jacken. Der unaufgeregte Look stand ihr, und Benka, Floris Lebensgefährtin, liebte sie ohnehin in allem.

Miri mochte diesen sanften Riesen mit dem halb zerstörten Gesicht, das ihm ein Säureunfall im Chemieunterricht zugefügt hatte. Flori und er waren wie die beiden Seiten einer Medaille, die unbedingt zusammengehörten. Einige Jahre ging das inzwischen schon so; von Heirat allerdings war noch nie die Rede gewesen.

Weil sie sich insgeheim vielleicht doch noch nicht ganz sicher waren? Oder weil sie die bürgerliche Ehe als spießig ablehnten? Bis zum heutigen Tag hielten sie zwei Wohnungen, auch wenn sie häufig in einer von beiden zusammen waren. Erst neulich hatte Benka von Bekannten erzählt, die nach einem freien Mietshaus suchten, in das lauter Künstler einziehen wollten: Maler, Fotografen, Schriftsteller, Alleinstehende, Paare, aber auch komplette Familien. Richtig ins Schwärmen war er dabei geraten, und es hatte sich so angehört, als ob ihn diese Idee ebenfalls reizen würde. Flori hatte dazu kaum etwas gesagt, die meiste Zeit nur lächelnd zugehört.

Ob sie sich bei allem Freiheitssinn insgeheim nach Kindern sehnte, wusste Miri nicht. Da lag durchaus manchmal ein sehn-

süchtiger Ausdruck in den Augen der inzwischen Dreiunddreißigjährigen, wenn sie Silvies Mäxchen oder Luisas Sohn Felix betrachtete, das war ihr aufgefallen. Vor neun Monaten hatte Franzì, Floris Cousine und engste Freundin, die kleine Adrienne zur Welt gebracht. Die erfolgreiche Schauspielerin stand inzwischen wieder frisch erschlankt vor der Kamera; ihre Eltern Carl und Kitty Thalheim, seit 1963 nach Kittys aufregender Flucht beide in West-Berlin zu Hause, kümmerten sich an Franzìs Drehtagen rührend um das Enkelkind.

Wie Flori wohl reagieren würde, wenn sie von Miris Schwangerschaft erfuhr?

Miri war am Ziel angekommen.

Die Wohnung der Lombardis in der Giesebrechtstraße war nach ihrer überstürzten Abreise aus dem Kibbuz vor vierzehn Jahren ihre erste Anlaufstation in Berlin gewesen. Damals hatte Rike gerade unter ihrer ersten fortgeschrittenen Schwangerschaft ordentlich geächzt.

Inzwischen gab es ein zweites Kind. Matteo, mittlerweile zu einem temperamentvollen Jungen mit braunem Lockenkopf herangewachsen, öffnete Miri die Tür. Früher wäre er ihr zur Begrüßung stürmisch um den Hals gefallen; als der «Große», der er mit seinen elf Jahren nun war, begnügte er sich lediglich mit lässigem Winken.

Doch sein Lächeln war strahlend und warm.

«Alle ausgeflogen», sagte Matteo. «Mama und Papa führen die Mailänder zum Essen groß aus und wollen ihnen anschließend irgendwelche ollen Sehenswürdigkeiten vorführen. Anna pflügt natürlich wie immer durchs Wasser. Ich warte nur auf den Tag, an dem ihr überall Schuppen wachsen!» Er grinste über seinen eigenen Scherz.

«Gut möglich, dass wir das bald erleben», erwiderte Miri ernst, «so eifrig, wie sie trainiert.»

«Und wenn Anna mal nicht ihre Bahnen schwimmt, dann macht sie diese doofen Sit-ups oder stemmt Gewichte. Bald wird sie ein Catcher-Kreuz bekommen, wenn sie so verbissen weiterübt. Sie hasst es übrigens, wenn ich das sage.» Sein Grinsen wurde breiter.

Manchmal konnten kleine Brüder auch eine Pest sein, selbst wenn sie ihre Frechheiten so charmant vorbrachten wie gerade Matteo.

«Wann kommen deine Eltern denn wieder, weißt du das?», kehrte Miri zu ihrem eigentlichen Anliegen zurück.

«Hoffentlich nicht zu bald! Hab von einem Freund nämlich lauter tolle *Superman*-Comics ausgeliehen, und die würde ich gern noch in Ruhe fertig lesen – ohne dass Mama wieder die Nase rümpft und von Schundliteratur spricht.»

«Dann will ich nicht länger stören.» Miri gab ihren Plan auf, hier auf Rike zu warten. «Sag deiner Mama, sie soll mich anrufen, wenn sie nach Hause kommt.»

«Was Wichtiges?» Seine grünen Augen wurden schmal. Neugierig war Matteo bereits als Knirps gewesen.

«Ziemlich wichtig, ja. Geht um das Modekaufhaus. Also vergiss es nicht, versprochen?»

«Versprochen!» Er begann vor Ungeduld auf der Schwelle zu dribbeln. Offenbar konnte es ihm nicht schnell genug gehen, Miri wieder loszuwerden.

«Du stellst doch keinen Unsinn an, wenn du so ganz allein bist?», setzte sie hinterher. «Ich darf dich das fragen, ich kenne dich nämlich bereits, seit du als kleine Qualle in Mamas Bauch geschwommen bist!»

«Niemand!» Jetzt wurde sein Blick übertrieben treuerherzig. «Ich doch nicht, Tante Miri, was denkst du nur von mir ...»

Was für ein durchtriebener kleiner Schelm!

Matteo war ganz anders als seine emsige große Schwester, stets zum Spaß aufgelegt, immer für einen Streich zu haben, schnell zu begeistern, aber leider auch ebenso leicht irritierbar. Dennoch konnte keiner ihm etwas übelnehmen. Genauso war es auch bei Oskar gewesen, dessen Kapriolen die gesamte Familie Thalheim sein kurzes Leben lang beständig in Atem gehalten hatten. Etwas von dessen unwiderstehlicher Spritzigkeit und dessen Lebenshunger schien sich in diesem kleinen Halbtaliener zu wiederholen.

39

Sie musste lächeln, als sie die Stufen nach unten stieg, dann wurde sie wieder ernst. Oskar – wie sehr er in der Runde der Thalheims fehlte, inzwischen schon seit neun langen Jahren!

Miris Hand berührte den Treppenlauf, so mulmig wurde ihr bei diesem Gedanken. Jetzt bloß nicht hinfallen, wo sie eine so kostbare Fracht mit sich trug!

Sie gelangte wohlbehalten unten an, verließ das Haus und blinzelte in die herbstliche Nachmittagssonne. Schräg gegenüber lag das kleine Kino *Die Kurbel*. Damals als jüdisches U-Boot hatte sie viele Nachmittage dort verbracht, um in der halbwegs warmen Dunkelheit wenigstens für ein paar Stunden die Ängste und Beklemmungen ihres gefährlichen Alltags zu vergessen. Seitdem war sie niemals mehr dort gewesen, ja, sie hatte dieses Lichtspielhaus sogar regelrecht gemieden, wie auch viele andere Orte, die für sie mit jener Zeit verbunden waren. Was vorbei ist, ist vorbei, so hatte sie es lange gehalten.

Heute aber überquerte sie die Straße und betrachtete die ausgehängten Filmplakate.

Jetzt, am Nachmittag, lief der Streifen *Jules und Jim* von

François Truffaut mit Oskar Werner und der hinreißenden Jeanne Moreau, für die sie liebend gern elegante Abendgarderobe entworfen hätte.

Eine Liebe zu dritt – konnte so etwas denn funktionieren?

Miri beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen.

40 Ausnahmsweise hielt sich ihre Übelkeit gerade in Grenzen, also konnte sie einen Kinobesuch wagen. Sie betrat den niedrigen Bau und ging schnurstracks zur Kasse.

«Einmal *Jules und Jim*», sagte sie, zückte den Geldbeutel – und erstarrte.

Dem Mann mit der Brille hinter der Glasscheibe erging es offenbar nicht anders.

«Miri?», krächzte er. «Miriam Sternberg – das kann doch nicht wahr sein!»

Er sprang auf, kam zu ihr heraus.

«Moritz», sagte sie mit bebender Stimme. «Du hast den ganzen Wahnsinn überlebt? Wie großartig!»

Er machte einen Schritt auf sie zu, während seine Augen feucht wurden.

Und dann lagen sich die beiden schluchzend in den Armen.